

Hans Christoph Buch

## APOKALYPSE HAITI

*Versuch, nach einer Jahrhundertkatastrophe meine Gedanken zu ordnen*

„Haiti wie wir es kannten, liebten und hassten, existiert nicht mehr - seit Dienstag, 12. Januar, 16 Uhr 48 Ortszeit.“

Dieser Satz in einer E-Mail aus Port-au-Prince, die mich auf dem Umweg über Venezuela erreichte, trieb mir Tränen in die Augen. Ich weiß nicht genau, warum, denn vorher hatte ich tagelang in Ungewissheit über das Schicksal von Angehörigen und Freunden gelebt. Meine Verwandten waren zum Glück wohlauf, aber der auch ins Deutsche übersetzte Schriftsteller Georges Anglade, erst vor kurzem aus Kanada nach Haiti zurückgekehrt, starb unter den Trümmern seines Hauses zusammen mit seiner Frau Mireille, und der Oppositionsführer Michel Gaillard, Sohn der Deutschlehrerin Hedwig Gaillard, kam beim Einsturz eines Ministeriums ums Leben.

Was mir half, diese und andere Hiobsbotschaften zu verkraften, war die Notwendigkeit, Zeugnis abzulegen, E-Mails oder Artikel zu schreiben und Interviews zu geben - lebenserhaltender Stress, wenn man so will. Aber ich litt wie ein Hund, wenn ich die Fernsehbilder aus Port-au-Prince sah, wo ich fast jedes Haus und jede Straßenecke kenne: Haiti ist für mich keine ferne Insel am anderen Ende der Welt, sondern meine zweite Heimat, ein surreal anmutendes und doch reales Land, in dem viele meiner Romane spielen und in französischen Übersetzungen zirkulieren - Teil meines Lebens, meiner Geschichte und meiner Identität.

Ende des 19. Jahrhunderts wanderte mein Großvater nach Haiti aus, weil die damals einflussreiche Hamburger Kaufmannskolonie einen deutschen Apotheker suchte. Er heiratete eine Einheimische aus der kreolischen Oberschicht, meine Großmutter Luce Laraque, die außer *Schwein* und *Kartoffeln* kein Wort deutsch sprach, und machte eine Apotheke auf, die jetzt in Trümmern liegt. Schon vorher war das in Hafennähe gelegene Stadtzentrum an der Place Geffrard zum Slum verkommen, aber unter den Trümmern verrottet der Inventar der Apotheke, beschriftete Gläser und Flaschen und Destillationsapparate zur Herstellung eines Cola-haltigen Erfrischungsgetränks, das mein Großvater noch vor der Erfindung von Coca-Cola dort vertrieb. Die Herbarien mit den von ihm gesammelten und klassifizierten Pflanzen, von denen viele seinen Namen tragen, befinden sich im botanischen Museum von Kingston (Jamaica). Aber die Maschinen, mit denen er von ihm fotografierte und kolorierte Postkarten drucken ließ, sind unter Schutthalden begraben, ebenso wie die Mahagoni-Möbel und die mit Messing beschlagene Theke, so dass ich zur Rekonstruktion der Familiengeschichte, wie nach den Bombennächten des Zweiten Weltkriegs, in Zukunft auf Fotos angewiesen bin.

Mein Vater wurde in Haiti geboren und im Sommer 1914 zur Ausbildung nach Deutschland geschickt. 54 Jahre danach, an Ostern 1968, während Westberliner Studenten das Springer-Hochhaus belagerten, besuchte ich zusammen mit ihm Port-au-Prince, wo ein zerschlagenes Transparent mit der Aufschrift „Vive l'An X de la Révolution Duvaliériste!“ (Es lebe das Jahr X der duvalieristischen Revolution!) uns am Flughafen begrüßte. Die Stadt war so dunkel wie nach dem jüngsten Erdbeben, die Telefone funktionierten nicht, man lebte in ständiger Angst

vor den Tontons Macoutes, die Menschen spurlos verschwinden ließen, und man sprach nur im Flüsterton von Papa Doc, dem selbsternannten Präsidenten auf Lebenszeit.

Damals dachte ich, Haiti habe den Tiefpunkt erreicht, und nach dem Ende der Duvalier-Diktatur würde alles besser werden. Doch ich hatte mich blutig geirrt. Der Voodoo-Doktor starb im Bett, zum Amtsantritt seines Sohns wurde eigens die Verfassung geändert, weil Jean-Claude Duvalier noch minderjährig war, und es dauerte bis Februar 1986, ehe er nach einem durch den Papstbesuch ausgelösten Volksaufstand die Koffer packte und ins Exil nach Frankreich floh. Rückblickend erscheint die Epoche von Baby Doc, in der Haiti Blutplasma und tiefgefrorene Leichen nach Kanada exportierte, wie ein goldenes Zeitalter: Er öffnete die Grenzen, liberalisierte die Wirtschaft, der Tourismus kam wieder in Gang, und Haiti erlebte einen bescheidenen Boom, bevor wechselnde Militärregimes das Land in den Abgrund rissen.

Daran haben auch Aufstieg und Fall des Armenpriesters Aristide nichts geändert - ein Hoffnungsträger, der sich als Scharlatan erwies und die Abwärtsspirale noch beschleunigte, indem er die Slumbewohner bewaffnete und Kolumbiens Drogenmafia Tür und Tor öffnete. Aristide wurde mit Schimpf und Schande aus dem Amt gejagt und droht jetzt aus dem südafrikanischen Exil seine Rückkehr an, um in der Stunde der Not seinem Volk beizustehen. Ein Alptraum für jeden, der die Verhältnisse kennt, weil der populistische Demagoge wie kein anderer Haiti polarisiert und auf den Trümmern des Erdbebens alte Rechnungen begleichen würde – wie in Voltaires „Candide“, wo das Inquisitionsgericht auf Lissabons rauchenden Ruinen Hexen und Ketzer verbrannte.

„Brausend erhebt sich das Meer im Hafen und zerschellt die dort vor Anker liegenden Schiffe. Flammen und Aschenwirbel hüllen Straßen und Plätze ein, Häuser stürzen zusammen, Dächer fallen auf die Mauern, die Mauern zerbersten. Dreißigtausend Einwohner jeglichen Alters und Geschlechts werden unter den Trümmern begraben.“

So beschrieb Voltaire das Erdbeben von Lissabon 1755, das die Philosophen der Aufklärung an Gott und der menschlichen Vernunft zweifeln ließ, und diese Sätze lassen sich Wort für Wort auf Haiti übertragen, wo mein bester Freund, der Voodoo-Forscher Laennec Hurbon, das Beben im Zentrum der Stadt so erlebt hat: „Ich stand vis à vis vom Nationalpalast, die Kathedrale im Rücken, als beide einstürzten... Ich kann die unbeschreibliche Apokalypse nicht in Worte fassen, die mit Leichen übersäten Straßen, dazu das Geheul und Geschrei von Millionen Menschen und das Nichtstun der Regierung. Ich bin zufällig noch am Leben, aber viele meiner Freunde und Kollegen sind tot, die neu erbaute Universität Quisqueya und das einzig noch funktionierende Hospital Canapé Vert eingestürzt. Wir rechnen mit 200.000 Toten allein in Port-au-Prince, Provinzstädte wie Léogane nicht mitgezählt...“

Aber es war weder die unvorstellbare Zahl von 200.000 Toten – vermutlich sind es weit mehr – noch die Nachricht, dass Freunde und gute Bekannte unter den Opfern waren, die mir Tränen in die Augen trieb. Es war der eingangs zitierte Satz aus einer E-Mail, die mich via Venezuela erreichte:

„Haiti, wie wir es kannten, liebten und hassten, existiert nicht mehr – seit Dienstag, 12. Januar, 16 Uhr 48 Ortszeit.“

Warum hat gerade dieser Satz mich so betroffen gemacht? Um die Frage zu beantworten, muss ich weiter ausholen. Ich weiß nicht, was Leibniz meinte mit der Behauptung, wir lebten in der besten aller möglichen Welten, über die Voltaires Candide sich mit Recht mokiert:

„Wenn dies die beste aller möglichen Welten ist“, ruft er beim Erdbeben von Lissabon, „wie müssen dann erst die anderen sein?“

Ich bin kein Philosoph oder Theologe, der das Rätsel der menschlichen Existenz auf handliche Formeln bringt. Doch eines weiß ich mit Bestimmtheit: Haiti, das ärmste Land der westlichen Hemisphäre, mit einem der am schlimmsten geschundenen Völker der Welt, hat dieses Schicksal nicht verdient: Es war und ist durch Gott oder seine von Menschen gemachte Geschichte mehr als genug gestraft.

Im Januar 1804 von befreiten Sklaven gegründet, die eine von Napoleon entsandte Invasionsarmee vernichtend schlugen, war die schwarze Republik ein welthistorisches Unikum, ein Präzedenzfall, den Europas Kolonialmächte, aber auch die damals noch Sklaven haltenden USA, nicht dulden wollten. Der von der französischen Revolution inspirierte Freiheitskampf ging einher mit despotischer Willkür und Gewalt: Beides hat Haitis Geschichte geprägt, vom selbsternannten Kaiser Dessalines bis zur Voodoo-Diktatur von Papa Doc: Rechtsstaat und Demokratie hatten keine Chance, statt dessen herrscht das Recht des Stärkeren, gepaart mit Raffgier und Selbstbereicherung, einem Erbe der französischen Freibeuter und spanischen Konquistadoren, die in nur einer Generation die Urbevölkerung ausrotteten. An Stelle der Indios traten aus Afrika verschleppte Sklaven, deren Arbeitskraft Haiti zur reichsten Kolonie Frankreichs machte, das Kanada an England abtrat, um Saint Domingue behalten zu können – so hieß der Westteil Hispaniolas im 18. Jahrhundert. Zur Pest unfähiger und korrupter Regierungen kamen, als langfristig wirksame Faktoren, Überbevölkerung und Umwelterstörung hinzu: Bergwälder wurden abgeholzt, fruchtbare Erde ins Meer geschwemmt, und Haiti, einst eine grüne Insel, die halb Europa mit Zucker und Kaffee belieferte, kann seine Bevölkerung nicht mehr ernähren und muss nicht nur Luxusgüter, sondern auch Lebensmittel einführen.

Die von Entwicklungshelfern beschworene „Hilfe zur Selbsthilfe“ funktionierte ebenso wenig wie pragmatische Reformen oder eine radikale Revolution: Der letzte Versuch dieser Art, das Regime des Ex-Priesters Aristide, scheiterte kläglich und machte die Slums der Hauptstadt zum Stützpunkt der Drogenmafia. Seit Aristides unrühmlichem Abgang steht Haiti unter Vormundschaft der Vereinten Nationen, die mit Blauhelmsoldaten aus Ländern der Dritten Welt mehr schlecht als recht für Ordnung sorgen: Derzeit ist die UN-Truppe mit der Suche nach ihren eigenen Vermissten beschäftigt. Staat und Kirche sind eingestürzt – buchstäblich und nicht bloß im übertragenen Sinn, und unter den Trümmern liegt Monsignore Miot, der Erzbischof von Port-au-Prince, ebenso wie der Tunesier Hannabi, Chef der UN-Mission.

„Das Unzulängliche / Hier wird's Ereignis / Das Unbeschreibliche / Hier ist's getan“, schreibt Goethe im Schlusschor des *Faust*: Prophetische Verse, die auf die Naturkatastrophe selbst ebenso zutreffen wie auf das bürokratische Desaster einer Hilfsaktion, die nicht zu den Bedürftigen gelangt, obwohl sich Megatonnen von Hilfsgütern am Flughafen stapeln – dabei liegt das Stadtzentrum wenige hundert Meter vom Airport entfernt. Rettung ist in greifbarer Nähe, aber den Helfern gelingt es nicht, durch mit Trümmern und Leichen übersäte, von Militärpatrouillen und LKW-Konvois verstopfte Straßen zu den Opfern vorzudringen, so dass selbst unverletzt Geborgene an Entkräftung sterben, ganz zu schweigen von den Verschütteten, deren Klopfzeichen verstummen: Auf jedes „wie durch ein Wunder“ gerettete Kind kommen Abertausende, die qualvoll zugrunde gingen. Und selbst mit einer verantwortlichen Regierung und intakten Infrastruktur hätte das Megabebeben mit Epizentrum unter der Hauptstadt verheerend gewirkt.

Nein, Haiti hat dieses Schicksal nicht verdient. Denn trotz aller Krisen und Katastrophen, zu denen in letzter Zeit noch Erdbeben, Überschwemmungen und Hurrikans kamen, hat das haitianische Volk seine Würde, seinen erotischen Charme und seinen Galgenhumor bewahrt, mit dem es auch dem Schaurigsten eine komische Seite abgewann, obwohl der Alltag in Port-au-Prince auch ohne Erdbeben kaum noch lebbar war.

Hierfür zwei Beispiele: Am Morgen des 12. Januar brachte meine Cousine ihre Tochter zum Flughafen, doch der Flug nach Montreal startete mit mehrstündiger Verspätung, und die Achtzehnjährige spürte beim Abheben der Maschine einen durch Erdbewegungen oder Luftdruck ausgelösten, heftigen Schock. Als sie aus dem Fenster blickte, verschwand Port-au-Prince in einer Staubwolke, die von oben gesehen einem Atompilz ähnelte und sich auch nach Stunden nicht verzog. Inzwischen war ihre Mutter nach Hause zurückgekehrt und sah, aus dem Auto steigend, wie die nur wenige Meter entfernte Nachbarvilla in sich zusammenbrach, lautlos, wie sie sagt: Ein aus dem Innern der Erde dringendes, infernalisches Poltern habe alle anderen Geräusche verschluckt. Seitdem übernachtet meine Cousine, aus Angst vor Nachbeben, im Auto zusammen mit ihrem halbwüchsigen Sohn.

Die alte Köchin Emily, die einst meine kreolische Großmutter und später meine Tanten versorgte, lebt mit über achtzig Jahren im Souterrain. Obwohl sie an Parkinson leidet und gebrechlich ist, überstand sie das Erdbeben unversehrt, aber sie wird des Überlebens nicht froh, denn sie hat zu viel Negatives mitgemacht: Vom Tod ihrer Nichte, einer hochbegabten Ballett-Tänzerin, die, von ihrem Verlobten infiziert, an Aids verstarb – Emily opferte ihre Ersparnisse, um Medikamente zu kaufen, die per Paketdienst aus New York geschickt wurden – bis zum Kauf eines Hauses am Stadtrand von Port-au-Prince, bei dem sie alles verlor – der Kaufvertrag war gefälscht. Nach langem Tauziehen wurde ihr ein Grundstück zugesprochen und sie baute ein neues Haus, eine Hütte besser gesagt, die durch das Erdbeben zerstört und anschließend geplündert worden ist.

Schon früher, *avant la lettre*, hat der bei dem Beben getötete Schriftsteller Georges Anglade die in Haiti grassierende Endzeiterwartung auf den Punkt gebracht, satirisch überspitzt und mit ironischem Hintersinn, der erst jetzt, im Zeichen der Katastrophe, seine grausige Aktualität offenbart: „Alle blickten starr zum Himmel in der Hoffnung auf ein Zeichen oder sonst etwas, seien es auch Bomben oder Fallschirmjäger. Wählerisch sein kam nicht in Frage, man nimmt, was runterkommt, mitsamt den dazugehörigen Kollateralschäden“.\*

\* Zitiert nach Georges Anglades: Und wenn Haiti den USA den Krieg erklärt? Übersetzt von Peter Trier, Litradukt Verlag, Kehl 2007

P. S.

„Höllqualen in Haiti – Schweinequalen auf der Grünen Woche“ titelt die Bild-Zeitung. Nach der Tragödie die Farce: Ein Arzt aus Augsburg teilt mir per E-Mail mit, der amerikanische Geheimdienst CIA habe das Erdbeben in Haiti, ebenso wie die Tsunami-Katastrophe im Indischen Ozean, durch Erdstrahlen ausgelöst und droht mit weiteren Enthüllungen in dieser Angelegenheit. Ein Radiohörer aus Berlin bezweifelt die in einem Interview enthaltene Information, die Januarnächte seien kühl in Haiti; er hat die Sache überprüft und findet 10 bis 12 Grad Celsius nicht zu kalt für Erdbebenopfer, die dehydriert, entkräftet und traumatisiert, ohne Decken im Freien übernachteten. Und *last but not least* will ein Fernsehzuschauer aus Hanau wissen, wo ich das Jackett gekauft habe, das ich während des Interviews trug und das ihm ausnehmend gut gefiel: „Bei Hertie, aber Hertie gibt es nicht mehr – genau wie Haiti“. Der Kalauer erfüllt seinen Zweck, und der Mann legt den Hörer auf.